

Willenlos.

Roman von F. Fehde.

[4]

„Bitte, folgen Sie mir! Der Herr Baron ist leider krank, sehr krank.“ Sie stieg einige Stufen weiter hinab. „Das hörte ich und diese Nachricht trieb mich her; ich hoffe, es geht ihm besser.“

Sie sah den Oberst groß an und blieb stehen. „Besser?!“ sagte sie langsam, dann aber hatte sie plötzlich die Familienähnlichkeit entdekt und deutlich erkennbar war ein festiges Erbsprechen in ihren Zügen.

„Ich bin der Oberst Vartenfeld. Bitte, führen Sie mich zu meinem Bruder.“ Damit wandte der Oberst sich, entschlossen, die Treppe weiter hinaufzufsteigen.

Einem Moment schwante sie. „Er kann niemand sehen!“ wollte sie sagen. Der alte Herr erwiderte aber sofort mit höflichster Bestimmtheit und dabei stieg er jetzt die letzten Stufen hinan: „Sein einziger Bruder wird ihm seinen Schaden thun!“

Er war schon oben und sie ihm mechanisch gefolgt. „Fräulein Agathe, der Herr wünscht —!“ Sie schritt, ebenso wie der Oberst, ohne aufzuweichen den Diener zu beachten, der sie anredete und dem ebenso vorzukommen die Rede froste, mit ihren bestirnten Ähren an diesem vorbei.

Der Mann hatte ein finstres, trages Gesicht, in seinen Augen lag derselbe Ausdruck. Er wich mechanisch den Weg, indem er die Fremden verlorchen musterte.

„Ah, hier! Ich sehe schon — ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Fräulein!“

Der Oberst war in die Thür getreten, welche der Diener offen gelassen; dieselbe führte in ein leeres Zimmer. In dem nächsten, durch eine Flügeltür damit verbundenen Räume saß an einem Tische, auf dem eine Lampe brannte, ein älterer Herr, der in seiner Haltung, in dem Ausdruck seiner Augen und in dem Klang seiner Stimme, in allem das Gepräge eines Mannes vom Vortage trug, indem er die Fremden verlorchen musterte.

„Ah, hier! Ich sehe schon — ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Fräulein!“

Der Oberst war in die Thür getreten, welche der Diener offen gelassen; dieselbe führte in ein leeres Zimmer. In dem nächsten, durch eine Flügeltür damit verbundenen Räume saß an einem Tische, auf dem eine Lampe brannte, ein älterer Herr, der in seiner Haltung, in dem Ausdruck seiner Augen und in dem Klang seiner Stimme, in allem das Gepräge eines Mannes vom Vortage trug, indem er die Fremden verlorchen musterte.

„Ah, hier! Ich sehe schon — ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Fräulein!“

Der Oberst war in die Thür getreten, welche der Diener offen gelassen; dieselbe führte in ein leeres Zimmer. In dem nächsten, durch eine Flügeltür damit verbundenen Räume saß an einem Tische, auf dem eine Lampe brannte, ein älterer Herr, der in seiner Haltung, in dem Ausdruck seiner Augen und in dem Klang seiner Stimme, in allem das Gepräge eines Mannes vom Vortage trug, indem er die Fremden verlorchen musterte.

„Ah, hier! Ich sehe schon — ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Fräulein!“

Der Oberst war in die Thür getreten, welche der Diener offen gelassen; dieselbe führte in ein leeres Zimmer. In dem nächsten, durch eine Flügeltür damit verbundenen Räume saß an einem Tische, auf dem eine Lampe brannte, ein älterer Herr, der in seiner Haltung, in dem Ausdruck seiner Augen und in dem Klang seiner Stimme, in allem das Gepräge eines Mannes vom Vortage trug, indem er die Fremden verlorchen musterte.

„Ah, hier! Ich sehe schon — ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Fräulein!“

Der Oberst war in die Thür getreten, welche der Diener offen gelassen; dieselbe führte in ein leeres Zimmer. In dem nächsten, durch eine Flügeltür damit verbundenen Räume saß an einem Tische, auf dem eine Lampe brannte, ein älterer Herr, der in seiner Haltung, in dem Ausdruck seiner Augen und in dem Klang seiner Stimme, in allem das Gepräge eines Mannes vom Vortage trug, indem er die Fremden verlorchen musterte.

„Ah, hier! Ich sehe schon — ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Fräulein!“

Der Oberst war in die Thür getreten, welche der Diener offen gelassen; dieselbe führte in ein leeres Zimmer. In dem nächsten, durch eine Flügeltür damit verbundenen Räume saß an einem Tische, auf dem eine Lampe brannte, ein älterer Herr, der in seiner Haltung, in dem Ausdruck seiner Augen und in dem Klang seiner Stimme, in allem das Gepräge eines Mannes vom Vortage trug, indem er die Fremden verlorchen musterte.

„Ah, hier! Ich sehe schon — ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Fräulein!“

mit dem seines Bruders und sah aufgebunden aus; seine hell-blauen Augen hatten einen unsicheren, verschwommenen Blick, seine Hände zitterten.

Großvater und Enkelin küßten, daß er auf seine Tochter anspielte. Der Hausherr wehrte Agathe ärgerlich ab und rief, er sei nicht krank, frange Leute seien nicht so kungrig.

„Recht so, Erwin, laß dich nicht in den Krankensstuhl bannen. Ich bin da und will nicht gelommen sein, mit dir zu jammern oder dir deine Kränken zu geben. Wir wollen wieder thun, wie in unserer Jünglingszeit. Zum Koffen, wir sind doch noch ein paar flotte Kerle! Fräulein Agathe, ich bin ein Wunderdoctor. Entlassen Sie den Patienten aus Ihrer Fürsorge und übergeben Sie ihn mir. Wir wollen mal meine Kurmethode an ihm versuchen.“

Der Baron lächelte ganz glücklich. „Da, ja, ein Wunderdoctor! Mir ist schon anders zu Muthe! Liebe Agathe — gewiß, es schadet mir nicht,“ bat er dogmatisch, da sie immer wieder sich an ihn drängte und schließlich bat, sich nicht aufzuregen. „Ganz gewiß, mir ist heute wohl.“

„Nun bitte ich sehr, werthes Fräulein, schränken Sie Ihr Geiz an Möglichkeit ein und lassen Sie uns ermüdeten, hungernden und dürstenden Menschen etwas zu essen und besonders zu trinken reichen. Ueber meinen Bruder wache ich so lange.“

„Ich, sicher sehr erwidert! Ich werde sofort die Zimmer in Ordnung bringen lassen,“ sprach Fräulein Agathe ein, als söm sie nicht schnell genug die Gäste von ihrem armen Herrn entfernern.

„Nein, nein, erst essen!“ bestimmte aber der Oberst, „und zwar hier in meines Bruders Zimmer.“

„Ja, ja, hier! Inwiefern förmlich der Hausherr in einer Fremde, welche seinem Bruder und Agnes weh thut.“

„Aber, um Gotteswillen, Herr Baron, — Sie müssen ja zu Bett! Nein, nein, wahrhaftig! Geehrtester Herr Oberst, wollen Sie die Verantwortung tragen, wenn —?“

„Ja, wohl, die trag' ich mit Ruhe und Vergnügen. Alle Wetter, haben Sie doch Ihrem Herrn in die Augen, der ist ja gar nicht krank,“ rief der Oberst.

Dabei küßte er des Barons Fuß. „Nächstlich, geht träge, aber weiter nichts. Also, wir bitten, Fräulein!“

„Das Klang nun freilich so diktatorisch, daß die Hausfalterin den Kopf senkte und ganz verstört fortrug.“

„Folge ihr, Kleins, laß dir bleiben, — die Zimmer anweisen!“ sagte der Großvater.

Agnes gebotete. „Er trat dann zu seinem Bruder.“

„Was hat dir gefehlt, Erwin?“

„Schlaflos, sagen sie —“

„Wer, sie?“

„Nun, Agathe und Reiners.“

„Und was sagst dein Arzt?“

„Ach, den Grobian habe ich schon vor Jahresfrist abgeschafft.“

„Warum? Du wirfst aber doch jetzt einen Arzt gebade haben?“

„Ach — laß nur — laß uns von guten Dingen reden, ich bin so froh! Kein Blick auf der Welt hätte mir lieber sein können!“

„Aber Mensch, du brauchstest ja doch nur zu schreiben!“

Der Baron schüttelte traurig und vermeintend den Kopf.

„Ja, aber ich fragte dich doch deutlich genug?“

„Du? Mich?“

„Nun ja, — vor etwa drei Wochen! Ich schrieb dir ja!“

„Mir? Nein!“

Sein gutes Gesicht hatte in der That nur wenig Ähnlichkeit

dem Prinzen Wilhelm, und Graf Kolke. Zu diesem werthvollen Sammler gefellen sich, einer Schilderung der „Post. St.“ zufolge, als Einrichtung des Kabinetts verordneten Möbel, wozu die Kaiserin in Schloß Wabelsburg benutz hat. Es befinden sich unter denselben ein mit bestem Kettum überzogenes Gipsrelief, ein stichlich gearbeitetes Nachbildchen, ein Schreibstiel, sowie der Schreibtisch mit zahlreichen Lustbarungsgegenständen. Der Tisch ist aus Holland gearbeitet, mit Metallstreifen decorirt und hell polirt. Auf demselben haben Platz gefunden die in ihrem Ober mit goldenen Gläsern gekundene Schreibmappe, ein kostbares Gipsbildchen, dessen Griff formvoll aus einer kleinen Geschicht eingraviert ist, verschiedenes einaches Schreibgeräth, eine als goldfarbener Thurn gestaltete, alterthümliche Standuhr, eine in einer Emaille eingelassene Uhr, ein rothes Brunnenglas, welches in eingehelliger Arbeit den Brunnentempel zu freien Lande zeigt, mehrere Bronze-Ärmlerchen und zwei kleine, kostbare Bergmann-Ähren, von deren stumpfblaue Wandung sich in seinem weichen Relief Darstellungen antiker Genossen abgeben. Auch bemerkt man in den Ecken des Schreibtisches zwei Vogelweiser, welche die Kaiserin während ihres letzten Aufenthalts in Wabelsburg gefunden und mit sich genommen hatte, um sie an der bezeichneten Stelle niederzulegen. Die Hände des Kabinetts sind mit Wälbildern der Verlochtenen geschmückt. Bemerket sie noch, daß auch eine große und interessante Bereicherung der Andenken an Kaiser Friedrich in naber Zeit bevorsteht.

\* Königin Victoria von England hat an ihrem Hofstaat Crapanz eingeführt. Demnach hat die Königin das Amt des Großkammerlers angeschlossen, eine Hof-Regierung, welche bereits seit mehr als 20 Jahren eine vollständige Exeuzre ist, denn seit Jahrhunderten läßt man die Hofg mit den abgerichteten Köffen nicht mehr. Der letzte „Maiter of the Hof“, zu deutsch: Kammermeister, war der Herzog von Sanct Albans, der für diesen Posten ein jährliches Gehalt von 20,000 £ besaß. Um den armen Herzog jedoch nicht gar zu sehr zu schädigen, erließ er vor Ihrer britischen Majestät ein Erbengesetz, von dem jeder halben Million £. Mit andern Worten: es ist dem Herrn Herzog ein Kapital ausgespart worden, das zu 4 Proz. verzinst, immer noch so viel Reine abwirft wie das besetzte Amt. Ein anderer in diesen Tagen aufgegebenen Dienst ist der eines Wärders der Festung von Hillsborough, welches Amt dem Marquis Herzog von Downshire anvertraut war. Dieser Herr bekam jährlich 6000 £, um eine Festung zu bewachen, die seit 100 Jahren nicht mehr existirt. Ein drittes besetztes Amt, von dem man sich nun wundern kann, das es überhaupt bestanden hat, hieß „Queen's rat catcher“, d. h. Rattenfänger der Königin. Für diesen Posten, der eine der besten Ratten werden sollen, war bisher am britischen Hof ein Wälder aus-ersehen, der ein entsprechend hohes Gehalt besaß.

\* Die modernen Wänder, wie sie augenblicklich bei allen Großmächtigen abgehandelt werden, sind in ihrer jetzigen Form noch nicht so alt. Aus kleinen Anfängen haben sie sich immer mehr entwickelt. Wärdler Wärdler erinnern jetzt an eine große Truppen-übung, die im Jahre 1698 in der Gegend von Compiegne abgehalten wurde, wozu die erste in ihrer Art. Saint-Simon hat diesem Feldlager eine eingehende Beschreibung gewidmet, aus der zu ersehen ist, daß eine für damalige Verhältnisse ungeheure Armee von 60,000 Mann unter Befehl des Marschalls Boufflers zusammengezogen war, damit der junge Herzog von Burgund aus ihren Bewegungen und Uebungen das Kriegsbuwerk lernen sollte. Ueber die eigentlich militärischen Vorhaben erzählt man trefflich recht wenig, dafür aber findet Saint-Simon nicht wenig Zeug, um den beispiellosen Luxus zu schildern, der dem Marschall Boufflers und seinen Offizieren entwidelt wurde. Der Marschall „legte alle Welt in Ernteeinnahmen durch den ihm entwickelten Brum und den anschließenden Weihnacht seiner höchsten Offiziere.“ Lichterfesten wurde er darin nur durch den Prinzen von Condé übertroffen. Wie ich man ein zu verbrochtes, glänzendes, so man möchte fast sagen, erschreckendes Schaulpiel. Das Heuerie, was an Speisen und Getränken aufgetragen werden konnte, war in das Feldlager gebracht und alle Tage hielt der Marschall Boufflers freie Tafel für jebermann. Eine ganze Stadt war erbaud worden, und zwar nicht etwa eine unterer behobenden und urprünglichen Barockentwürfe, sondern lauter prächtige, mit dem höchsten Luxus eingerichtet, verächtliche Häuser, in welchen ganz die besten Ammenkinderen gehalten wurden wie in Paris. In Ermangelung von damals noch unbekanntem Militär-Hütchen hatte man die fremden Hofdichter eingeladen, die ebenfalls prächtig untergebracht waren, daß sie aber nicht hinderte, einen großen Einkommens-treit zu erheben. An den Thüren der französischen Prinzen, der Kardinals und ausländischen Fürstlichkeiten war nämlich ange-schrieben: „Für den und den“, während die Thüren aller anderen Sterblichen nur den einzelnen Namen unter der Beschriftung des Wortes „für“ trugen. Das wollten sich die Hofbesitzer nicht gefallen lassen, und es wurden Träume von Thie begossen, die aber zu gar nichts führten, da der König auf seinem Willen beharrte und den Hofbesitzern das „für“ nicht übernahm. Gleiches-welse entwidt daraus wenigstens kein wirklicher Krieg. Auch an

Damen fehte es in diesem Feldlager nicht, und diese schienen sogar die Sanftmüthe gewollen zu sein. Rufen zu Ehren wurden große Schmeichelei veranstaltet. Der König war mit Frau v. Wärdler eingetroffen und begnügte sich ganz vorwiegend, namentlich über den Klang, der seine Offiziere entwidleten. Marschall Boufflers entwidt als Entschädigung 100,000 Lire, doch fügt Saint-Simon hinzu, daß auch nicht annähernd aus-gereicht habe. Schon 100 Jahre vor diesem französischen Wänder wurden übigen, wie die „Köl. St.“ bemerkt, auch in Deutschland Truppenübungen ähnlicher Art vorgenommen, wengleich nicht in solchem Umfang. In Kaschau-Bilzenburg mußte der von den streitbaren Öranien unterstützt sein „Auszug“, das Landesaufgebot, nach noch erhaltenen Schätzungen ein kriegsmähtiges Wänder ausführen. Allerdings nur hier durch die fortwährende Beibehaltung der Bevölkerung an den niederländisch-spanischen Kriegen ein sehr militärischer Geist ge- weid worden. Nach dem Wärdler dieses namigen Aufgebots wurden auch in anderen protestantischen Reichthellen die Wärdler ge-schult, so in der Pfalz.

\* Die Vulkan-Inseln, welche Japan, wie berichtet, an- zektiren will, bestehen aus 3 Hauptgruppen: der St. August, der St. Alexander und der Schwefel-Insel. Die Schwefel-Insel liegt in 29° nördl. Breite und 159° östl. Länge. 40 Meilen nördlich davon liegt die St. Alexander-Insel und 20 Meilen südlich der Schwefel-Insel die St. August-Insel. Die Vulkan-Inseln sind 135 Meilen weit von der Ogalawara-Inseln und ungefähr 1700 Meilen weit von Yokohama entfernt. Die Schwefel-Insel ist 5 englische Quadratmeilen groß, die St. Alexander etwas kleiner und die St. August die kleinste von den drei. Vulkanischen Wirrungen sind die Inseln theilweise völlig ertragsunfähig, theilweise mit Unkraut bedekt. Das einigze Naturereigniß von Werth ist der Schwefel, welcher an 30 ver-schiedenen Stellen in kristallinem Zustande gefunden wird. Das größte Schwefelfeld mißt 4 Acres, das kleinste 1/4 Acre. Der Schwefel wird in Klumpen, ohne Vermischung von Sand, ge-funden und faun, so wie er ist, verpackt werden. Die See in der Gegend soll von Fischen wimmeln. Ein Japaner von den Ogalawara-Inseln besuchte 1887 die Vulkan-Gruppe zuerst. Seit führt ein kleines Segelschiff von 30 Tonnen Wasserdrängung regelmäßig nach der Vulkan-Gruppe und bringt Schwefel für die Oalawara-Schwefelgesellschaft. Auf der Schwefelinsel leben zur Zeit 24 Japaner.

\* In Kurial eines französischen Badortes — so erzählt die „Paris Revue“ — wird eine Sammlung für die Interessierten vermittelndher Seeleute veranstaltet. Die drei inammenenden Damen, eine reizende Pariserin, tritt mit ihrem Ehemann an einen heimathigen englischen Lord heran. „Danke! Ich habe schon gegeben!“ tönt es ihr trocken entgegen. Sie verneigt sich lächelnd, wie nur eine Pariserin lächeln kann. Da Holt der Lord ein Goldstück heraus und legt es ihr auf den Keller mit den Worten: „Passe! Das ist ihr Ihr schönes Auge!“ — „Ich hab' zwei, mein Herr!“ entgegnet sie munter, und der Lord spendet unter dem beställigen Lachen der Umstehenden ein zweites Goldstück.

\* Amerikanisch. Die Taschen einer in Kalifornien aus Land gehaltenen Leiche enthielten 75 Dollar und einen Revolver. Der Friedensrichter des Ortes bezugsell: den Todten wegen Wassertragens zu 50 Dollars Strafe und die Dollars Kosten, machte sich sofort bezahlt und beschloß die Waise.

\* Gutes Gewissen. Richter: Angeklögter. Sie sind sehr entlassen, — der weltliche Theil ist jetzt ermittel! — Lehmann: „Nu, leh' Sie, Herr Richter, id hab' ner doch gleich jedaacht, bet ist unschuldig bin.“

Wissenshaft. Kunst. Literatur.

\* Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. Eine physische Beschreibung nach E. Neumann von Dr. Otto He. 2. ungarisch. Auflage von Dr. Mih. He. 15 Pfe. 40 Pf. Verlag von Otto Salle in Braunschweig. Von diesem bekannten geographischen Sachwerte, auf das wir unsere Leser dem Erscheinern der 1. Aufl. zumerkbar machen und das sich wegen seiner für jebermann verständlichen Schreibweise eines großen Erfolges erfreut, liegen bis jetzt die Lieferungen 2-5 vor. In diesen finden wir nach dem neuesten Stande der Forschung die Flachländer und Gebirge, den Schnee und die Gletscher, die Eulen, Flüsse und Seen in einer ungemein lebendigen, anschaulichen Weise abgehandelt. Gerade in diesem letzten Umfange liegt gegenüber ähnlichen literarischen Erscheinungen der besondere Werth dieses im Breite sehr mähtigen Wertes. Zahlreiche Ab-bildungen im Text, sowie separate Wundruckerarten bilden eine werthvolle Bei-gabe.



„Ah, du warst wohl gerade sehr krank? Komtest den Brief nicht selbst lesen?“

„Vielleicht! Weißt du, die Agathe ist ein wahrer Engel an Güte. Die Besorgnis um mich — ich bin wirklich ein paar Tage elend gewesen, — recht krank, — aber — deinen Brief hätte sie mir eigentlich geben müssen.“ Ein Schätzen ging über seine Züge.

„Vielleicht hat sie ihn vergessen?“ Der Diener und Fräulein Agathe traten ein; die letztere trug Tischtücher und Servietten, der Diener das Tafelgeräth; sie jah noch immer sehr unruhig und verlorft drein.

„Liebe Agathe!“ rief der Baron. Sie trat näher und sah ihn halb zärtlich, halb angstvoll an.

„Es geht mir sehr gut, liebe Agathe!“ beruhigte er sie und fragte nach dem Briefe.

„Ein Brief war nicht gekommen. „Sonderbar! Ihr habt doch gute Postverbindung?“ fragte der Oberst.

Beide bejahten das, Agathe aber schielte dabei ein wenig. Die Frau Gräfin sah vielleicht die Posttasche? —

Ein Schreden verunkelte abermals des Barons Gesicht. „Ach ja! Ach ja!“ nicht er mit trauriger, geheimnißvoller Miene. Dann entließ er die Haushälterin. „Gehen Sie nur, liebe Agathe, unsere theuren Gäste sind hungrig. Sie haben uns doch etwas Gutes vorzulegen?“

„Sie nicht und ging wieder, aber sichtlich widerstrebend. Die Unglückliche hat in jenen Tagen dem Woten aufgelauert und ihm die Posttasche abgenommen,“ sagte leise, in tiefstem Kummer der Baron.

„Wie geht es ihr?“ „Sie bleibt oft Wochen ganz unsichtbar; — ich glaube, die Rosine, ihre Dienerin, schließt sie dann ein. Zu anderen Zeiten ist sie ganz verträglich, zuweilen könnte man schwören, sie wäre völlig gesund. Aber ach, Fritz, Fritz, das an dem einzigen Kinde zu erleben!“

„Deiner Erwin, bringe sie in eine Anstalt, du erzeigst ihr selber damit eine Wohlthat.“

„Nein, mein! Das brächte ich nicht über's Herz. Sie ist mein Kind, ich habe sie elend gemacht, als ich sie dem Schurken gab.“

„In welcher Art äußert sich denn der Krampf, Erwin?“

„Manie.“

„Manie?“

Der Baron fing bitterlich an zu weinen, er hatte alle Selbstbeforschung eingebüßt. Erstochen über diesen moralischen Zusammenbruch des einst so frohmüthigen, leichtlebigen Mannes stand der Oberst da.

„Völlig ergriff der Bruder seine Hand, zog ihn nahe heran und flüsterte schluchzend: „Sie hat mich vergiften wollen. O, Fritz, Bruder, mein einziges Kind!“

„Wozu? Unmöglich!“

„Daron bin ich so krank geworden, Fritz!“

„In höchster Erregung schritt der Oberst in dem großen Gemach hin und her und dabei sah er, ohne sich dessen klar bewußt zu werden, wie unbedachtlich und wüth hier alles durcheinander stand und lag.“

„Ja, hätte ich die Agathe nicht! Und den treuen Reiners!“ feigte der Baron.

Oberst Wartenstein hörte auf. War das nicht der Name des betriegerischen Schurken, von dem Herr v. Wrede erzählt, daß er, dem allgemeinen Gerede nach, seinen Herrn gräßlich überrottete; hatte Agathe den Namen nicht vorhin genannt?

„Was sprächst du vorhin von Leuten, die dich beerben wollten, Erwin?“ fragte er in dieser Ideenverbindung und um ihn abzulenkten.

„Ach Gott! Weltlauf, Frige! Ich bin ja ein reicher Mann nach hiesigem Maßstabe, und wenn man so von allen verlassen ist, die einem angehören, und von allen Freunden, dann amüßirt man sich mal mit Sing und Runz und — weißt du — der schöne Egoismus regiert ja alle. Gottlob, daß ich den treuen Reiners hatte und die Agathe!“

Der Oberst schwieg, sein Bruder sah erschöpft aus.

Der Diener brachte die Suppe. Gleich darauf erschien Agnes, in gutem Benehmen mit Fräulein Agathe plaudernd, welche sie aus ihrem Zimmer abgeholt und ihr noch ein wenig beim Auspacken ihrer Kleider geholfen hatte.

Agnes hatte erzählt, daß sie von hier nach Vichl gehen wollten.

Agathe zeigte sich der harmlosen Unbesonnenheit des jungen Mädchens gegenüber weniger unruhig und unsicher, und Agnes hatte mit der Bertranensseligkeit ihrer Jahre sich gezeigt. Diese Wirthschafterin ist ja so liebevoll und besorgt um den Großvater, also muß sie gütig sein. — Wie hätte sie auch anders denken sollen? Fräulein Agathe hatte so freundliche Augen. Auch daß dieselbe ihre Züge nach Beatrice so distret beantwortet, gefiel ihr sehr.

„Es kann sich treffen, daß die Gräfin ihre guten Tage hat, gnädiges Fräulein, — dann sollte man kaum glauben, wie gefährlich die Unglückliche in ihren plötzlichen Wuthausbrüchen sein kann.“

„Gefährlich? Geht sie denn frei umher?“ rief Agnes erschreckt.

„In ihrer Wohnung und zuweilen abends im Park, ja es wäre doch grauam, sie der Freiheit zu berauben. Wir gehen ihr aus dem Wege, das ist ihr selbst das liebste. Leider hat sie auf mich einen unbegreiflichen Haß, ich darf ihr nicht nahe kommen. So bin ich auch ganz außer stande, ihr Gutes zu erweisen.“

Eben wollte der Oberst des Barons Lehnsstuhl an den runden Tisch. Agathe's Blick veränderte sich, feindselig richtete er sich auf den eigennütigen Erenzungling und dann auf den Kranken, der jetzt schon wieder lächelte und mit glücklichem, beinahe kindlich frohem Staunen sich der helleren Beleuchtung und der grünen Römer freute, die mit den kristallenen weißen Gläsern neben den beiden Couverts standen. Das Essen war vortrefflich.

Sie nahm das Lob des Obersten freundlich und dankbar an und bemühte sich wie eine liebenswürdige Hausfrau um ihres Herrn Gäste.

Auf einmal sah der Oberst in den Augen seines Bruders einen Blick sehnsuchtsvoller Begier auf das zarte, saftige Fleisch gerichtet. Bögem sagte er:

„Das sieht sehr appetitlich aus, Agathe!“

Sie lächelte ihm mit sanfter Verneugung an, und nun sank der alte Mann, der thatsächlich sechs Jahre jünger als der Oberst war, in sich zusammen mit trübem Kopfstütteln.

Nach einmal richtete der Oberst den Blick schief und forschend auf den Bruder.

Derselbe sah bloß aus, aber er konnte nicht so sehr krank mehr sein; dieser hungrige Ausdruck der Augen verrieth doch, daß er Sehnsucht nach kräftiger Speise hatte.

„Nach entschlossen, häntet der Oberst ein sehr zartes Stück Braten ab, legte es auf einen Teller, reichte es dem Bruder und sagte: „Koste einmal, Erwin; es ist brillant, Fräulein Agathe!“

„Mit beglückter Hast und einem Aufschauen, welches dem Oberst ins Herz schnitt, griff der Baron zu.“

Wie es ihm schmeckte!

„Und nun trink' mal einen Tropfen von diesem alten Rothwein!“ sagte der Oberst mit seinem herzwarmen Tone und schenkte ein Glas halb voll.

Der Baron wagte nicht, seine Pflegerin anzusehen, aber er trank und lächelte.

„So! Und wenn dir dies bekommt, dann ist du morgen abermals und mehr davon. Die verdammten Krankenstüppchen habe ich mir nie nahe kommen lassen!“

„Ja, ja, die kann ich auch nicht ausstehen. Aber ich bekomme nichts anderes. Hoffentlich giebt mir Agathe morgen Braten, wenn mir dies nicht schadet.“

„Gewiß, Herr Baron, Sie haben sich ja schon leidlich erholt und wenn ich zu ängstlich war —“

Sie sah dabei aus wie ein Lamm, aber in ihren Augen lag hilflose, verbissene Wuth.

Das bemerkte der Baron so gut wie der Oberst.

„Sie meinen es gut, liebe Agathe. Was wäre aus mir geworden, wenn ich Sie nicht gehabt,“ bat der Hausherr demüthig.

Dem Oberst schoß das Blut ins Gesicht vor Werg.

„So geht's denn, der sich unter Frauenregiment flüht!“ spottete er. „Dein Doktor hätte dir sicher ein frisches Stück Fleisch verordnet. Wie kommt du mir vor, Erwin?“

Dieser richtete ängstlich hin und her.

(Fortf. folgt.)

### Der Tenor.

Eine Meyerbeer-Grinnerung von E. M. 111.

Giacomo Meyerbeer hatte seine Oper: „Der Prophet“ vollendet und auch bereits der Pariser Academie der Musik eingereicht, aber die Hauptplache zur Aufführung fehlte noch; ein vorzüglicher Tenor, der den Johann Kreutzer sollte. Natürlich konnte es nur der Allerbesten Einer sein, denn die Partie ist bekanntlich sehr unpopulär. Dagegen war zu alt, Mario zu leicht, Kubini für diese Partie zu leicht, und die Alceste, immer bereit, den Wünschen des Maestro, Erfüllung zu verschaffen, schlug ihm vor, daß er jemand bestimmen möge, der ins bellige Kunstland Stalla auf die Tenoridee gehen soll.

Monsieur Dietrich, von Geburt ein Elstier, einer der Kapellmeister, wurde mit der Mission betraut, und fuhr eines schönen Herbsttages nach dem gelobten Lande der Tenöre ab.

In Mailand hörte er Ronconi, dessen Stimmklang ihm zu uns dünkte, in Florenz den prächtigen Storbambini, der bald darauf in einem blühlichen Anfall von Juvium sein junges Weib und sich erholte, in Rom Tamburini, der nur noch für die ausgeleiterten Bravourararten Interesse zeigte und zu recht und zu berümt war, um einige Monate an das Studium einer neuen Rolle zu legen.

Endlich in Neapel fand er, was er so sehnlich gesucht — einen Mann wie geschaffen für diese pathetische Gestalt mit dem Donnerlaut der Stimme und dem visionären Blick — Gardoni, der später lo geleitete Sängler war es, der in Anfang seiner Carrière lebend, ruhm- und goldreicher der Aufforderung des Agenten folgte. Eine neue Rolle in einem neuen Stück und noch dazu in einer Oper Meyerbeers — das war es gerade, wozu sein freudiger Sinn verlangte. Der Vertrag wurde geschlossen, und die beiden Herren machten sich auf den Weg nach Paris.

Anfangs war Gardoni von überbrüderlicher Deiterkeit, aber je näher sie der Grenze kamen, desto einwilliger wurde sein Benehmen, und schließlich gewann eine große Lurnde die Ueberhand.

Dietrich fragte ihn endlich, was die Ursache dieser Umkehr sei.

„Ich fürchte an der Grenze angehalten zu werden,“ entgegnete Kleinlaut der Tenor.

„Weshalb aber?“

„Ich habe keinen Paß!“

„Zum Ausdruck auch — aber weshalb nahmen Sie keinen?“

„Man hätte mir keinen gegeben und mich gar nicht abreisen lassen, denn —“

„Nun, jo reden Sie doch weiter, denn —?“

„Weil ich mit meinem bisherigen Director noch auf sieben Jahre Kontrakt habe.“

„Aber das haben Sie mir gar nicht gesagt,“ rief entrüstet Dietrich, dessen erliche Ghasier-Natur keine „Potus-Potus“ wie sein Weibswort: für eine Unregelmäßigkeit war — verabsagte.

Gardoni zuckte die Achseln. „Ich habe mich wohl gehütet, denn dann hätten doch wiederum Sie mich nicht mitgenommen!“

„Nun, sicherlich nicht,“ schalt ergrüht der Angelandete Meyerbeer's, „ich engagire Sängler, aber ich stelle keine, und zum Weibel werde ich Sie wieder da hibringen, von wo ich Sie abgeholt habe: Brillion, umfehren, den Augenblick!“

Gardoni sagte über dies Uebermaß von Wechselfügheit und legte sich aufs Schmeicheln. Aber trotz der großen Tenorität wollte Dietrich nicht nachgeben, bis Gardoni endlich das Jauterwort fand: „Ich werde von Paris aus meinen vorigen Director entschädigen.“

„Nun dann im Gottes Namen,“ willigte er ein, „wir wollen unieren Weg forssehen; aber wie entgehen wir den Gendarmen?“

„Ich weiß nur ein Mittel! Ich habe einen Paß für mich und einen Domeiliter! — Sie müssen die Rolle meines Dieners übernehmen.“

Dieser Vorschlag verletzte den Stolz des Künstlers auf's Außerste; aber er mußte ihn aus Mangel an einem besseren Auskunftsmittelel acceptiren.

Sie gelangten an die Grenze und machten an einem Gasthof Halt, in dem sich schon eine große Anzahl Reisender befand.

„Jetzt müssen Sie Ihre Rolle beginnen,“ mahnte Dietrich, „nehmen Sie meinen Koffer.“

Zuerlich trauend unterwarf sich der Tenorist dieser Demüthigung.

### Bunte Zeitung.

\* Das Koblenzollern-Museum hat in diesen Tagen bemerkenswerthe Befreiungen aus dem Nachlasse weiland Kaiserin Augusta erhalten. Derselben sind in einem neu angelegten Kabinett, dessen Vorderseite aus sonnenblauem Sammet besteht, und dessen Wände mit Porzellan von derselben Farbe bezogen sind, in hübscher Anordnung angestellt. Vor allem seielt eine an der Außenwandung des Kabinetts angehängte, etwa zwei Quadratmeter große Koblenzflage zu dem von dem kaiserlichen Delagierten, Barone des 8. Armeecorps bei Glatz, am 23. Sept. 1854, auf dem schönen Bilde ist der Moment dargestellt, da

ging; doch glühende Rösche färbte seine Wangen, als sein Blick ein englisches Mädchen im Flur traf, das ihn mit erstaunten Blicken anah und an ihre Begleiterin, eine ältere, distinguirte Dame, eine solche Frage richtete.

„Eine Unschuldigkeit — wir haben ihn ja nur im Kosium!“ entgegnete leise und schüchtern dem Engländin zu.

Unwillkürlich löste er ihr und wollte sich eben an die prächtige Tafel legen, als ihm neuer Herr ihm schnell ins Ohr flüsterete: „Aber was thun Sie denn? Sie sind mit Ihrem Herrn an die Tafel legen? Damit würden Sie sich ja verrathen. Sehen Sie die beiden Gendarmen dort, ich meine überhaupt nicht recht an den Paß zu glauben und beobachten Sie bereits als verdächtig. Schnell stellen Sie sich hinter meinen Stuhl und bedienen Sie mich — Sie müssen nachher in der Küche essen.“

Der eitle Tenorist wollte davorntzen, als er dem Blick des feinen, blonden Engels wieder begegnete — indes noch einmal schaute die Herrin. Unter einem tiefen Seufzer fügte er sich und begann sein Amt.

Aber vielleicht, weil er überängstlich war, dasselbe ordentlich zu versehen, machte er ein paar Ungehörigkeiten, die mißfällige Bemerkungen der Gäste im Geolge hatten. Dadurch immer verlegener werdend, bezog er das Weikleid eines Offiziers, der neben Dietrich sah, mit der Bratenauce. Der Offizier fuhr ihn dorb an und streckte schon die Hand nach ihm aus. Doch das war zu viel für den stolzen Sängler. Die Einseitigkeit feigte, er ließ das Gesicht zu Boden sinken, richtete sich hoch auf und begann mit seiner herrlichen Stimme die Cantate aus der „Alobe“ — die Trümpfcarie Kubini's.

Schon nach den ersten Tönen hatte das junge Mädchen sich erhoben und der Dame einen Blick zugeworfen, der wohl sagen sollte: „Siehst du, daß ich doch recht hatte!“

Das Erlaunen der Gäste ging in Bewunderung über, die Kellerer standen mit verdäuntem Attem, lautlose Stille begleitete den Vortrag des Künstlers, der sich in der Erregung selbst übertraf. Und nun brach ein Applaus los, der fast den Einbruch einer Ralerei machte.

Auch die Gendarmen jubelten wie toll; aber sie bemerkten sich schnell ihrer Pflicht und arretirten den falschen Bedienten. Man hätte ihn ins Gefängniß abgeführt, wenn nicht die ältere Dame aus jeder Situation zu erlösen hätte.

„Nun mir dürfen Sie es schon annehmen, lieber College,“ sagte sie herzlich, „ich bin ja auch von der Jungt — mein Name ist Angelica Catalani; meine kleine Nichte dort erkannte Sie auf dem ersten Blick. Meinen Sie ruhig mit uns nach Neapel zurück; Ihr alter Director, trotz seiner guten Freundin Angelica schon den Gesallen, sich gütlich mit Ihnen auseinandern zu legen. Wollen Sie also einen Paß im Waagen?“

Gardoni bedeckte entzückt die dargebrachte Freundeshand mit glühenden Küßeln.

Ob er den Paß annahm, wo jo gütige Worte, jo himmlische Augen ihn baten?!

Drei Tage dauerte es, bis er und Dietrich aus dem Hausarrest entlassen wurden — nur der Vermittlung eines hohen Herrn, an die berühmte Künstlerin Ghasierin schickte, löste jo schnell den Konflikt, denn der veruchte Betrag hätte wohl ernstlichere Folgen haben können. Dietrich künfte auf gut Deutsch, daß er sich nie wieder auf die Tenoridee schiden lassen würde; Meyerbeer sollte leben, wer ihm den „verrückten Schneider“ fuge — er habe genug vom Propheten!

Ein Jahr später hat Gardoni den Johann von Seldern thatsächlich freit! Die eleganten Damen von Paris schwärmten für den herrlichen Sängler und bedauerten nur, daß er trotz seiner Jugend bereits vermählt sei.

Als sie aber erwidern, daß er die Nichte ihrer vergrößerten Catalani gerettet habe, vergaben sie ihm wieder, und nachdem sie seine junge Frau mit ihren blonden Engelshaaren gesehen — vergaben sie ihm alles!

Nur Kapellmeister Dietrich konnte ihm jene drei Tage Arrest nicht vergessen und nannte ihn in seinem Unmutte nie anders als: den Table-d'ho-te-Tenor!

Kaiser Wilhelm I. seine Gemahlin, welche als Chef des 4. Garde-Regiments aus dem rechten Flügel dieser Truppe hit, bei Gelegenheit der Parade begrüßt. Der Kaiser, in Generaluniform und hoch zu Ross, sit zum Bogen der Kollieren herangeritten und dreht reichlich die Gumm. In der Umgebung bemerkt man den Fürsten zu Wied, den Kabinetsrath v. d. Reuebeck, den damaligen Commandeur des Garde-Corps v. Bape, den Commandeur des vierten Garde-Regiments v. Spaurthof, den Commandirenden General des achten Armeecorps Generalleutnant v. Doe, sowie verschiedene andere Mitglieder der Generalität. Vor der Front des Regiments prengt von links her der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm dahin, gefolgt von seinem Sohne,

